

Georg Thürers Brief vom Eichenbühl

Autor(en): **Thürer, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **273 (1994)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-376912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Georg Thürers Brief vom Eichenbühl

Lieber Freund,

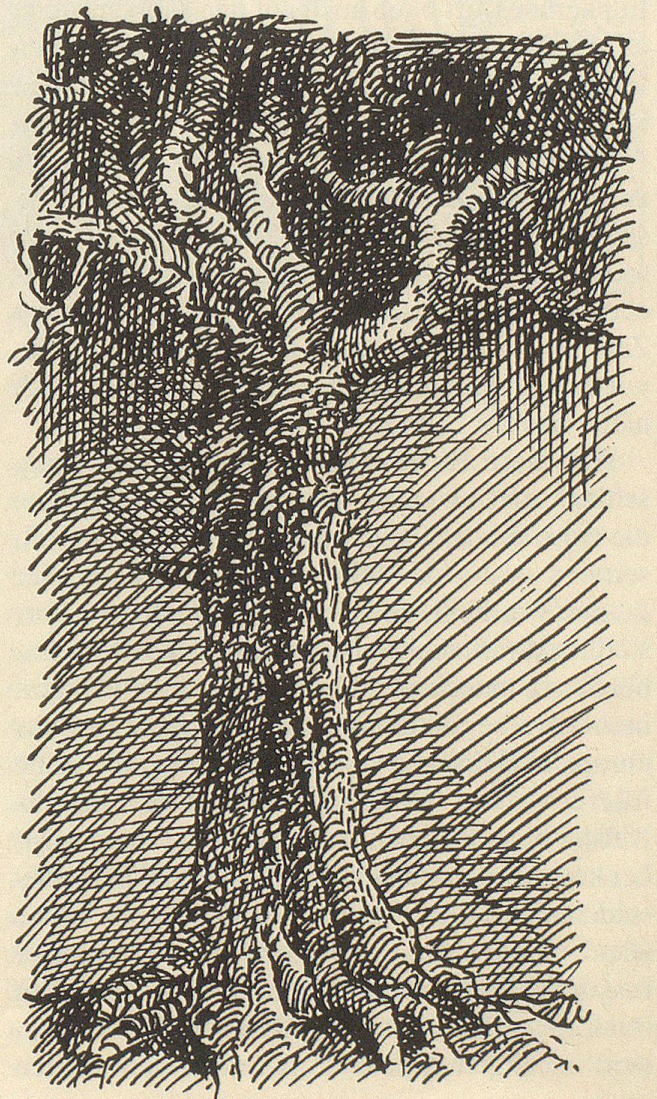
Du bist erstaunt, dass wir bei unserer Adresse statt einer Strasse mit Name und Hausnummer den Flurnamen «Eichenbühl» angeben, und Du möchtest wissen, wieso es dazu gekommen ist. Gerne erteilen wir Dir die gewünschte Auskunft und laden Dich zugleich zu einem Besuche bei uns ein, damit Du an Ort und Stelle sehen kannst, aus welchem Grunde wir die von uns bewohnte Liegenschaft so benannt haben. Dieser Brief ist also nur das Vorwort zu einem Gespräch.

Es gibt ja mancherlei Merkmale, nach denen Orte im Gelände bezeichnet werden. Man denke zum Beispiel an Bodenbeschaffenheit, Eigentümer, Pflanzen oder Tiere. So bedeutet «Bühl» einen Hügel oder eine Anhöhe mit rundlicher Form. Diese bleibt in der Regel im Laufe der Zeit erhalten, während die Personen der Eigentümer eher wechseln. Auch Tiere sind nicht so ortsbeständig wie Pflanzen, zumal Bäume, welche mit ihrem Wurzelwerk tief in die Erde greifen. Ja, hohe Bäume verleihen einer Gegend geradezu ihr Gepräge. So waren denn auch sieben mehrheitlich sehr stattliche Eichen die Namensgeber der von uns seit mehr als fünfzig Jahren bewohnten Liegenschaft. Wer weiss, ob dabei nicht auch noch frühe Erinnerungen ihre Hand im geheimnisvollen Spiele hatten. Die Eichen sind in unserer voralpinen Landschaft nicht eben häufig. Dass sie sich in unserer Gartenanlage auf 850 m Höhe zu so mächtigen Bäumen auswuchsen, ist wohl dem nördlichen Höhenzug, den sogenannten Eggen, zu verdanken, welcher die kalten Nordwinde abhält.

Ganz andern Wuchs wiesen die beiden Eichbäume auf, die mir in meiner Knabenzeit grossen Eindruck machten. Ich verbrachte meine Jugend in einem Glarner Dorfe, das zwar nur 470 m über Meer liegt, aber dank den aus dem Talgrund etwa zweitausend Meter aufsteigenden Gebirgen doch

seine hochalpine Umgebung hat. Da das Tal der obern Linth nach Norden offensteht, hat die Bise ungehindert Zutritt, wenn nicht gerade ein kräftiger Föhn daherbraust. Im Winter und im Frühjahr donnern Lawinen von den Felsenzinnen des Glärnisch und des Wiggis.

Im Dorfe selbst gab es keine Eichen. Umso geschätzter waren die beiden Bäume mit den wundervoll geformten Blättern und den zierlichen Früchten in der nahen Umgebung. Der Zauber der Seltenheit umgab sie.



Die erste Eiche stand auf dem sogenannten Hofbüchel am Rande eines Buchenwaldes, in welchem im Frühling Tausende von Leberblümchen zwischen den silbern schimmernden Stämmen leuchteten, ein blaues Firmament zu Füssen. Wir suchten indessen die Eiche besonders im Sommer auf, freilich weniger der Blätter und Früchte wegen, die auch eine «Farbe» des Kartenspieles zierten. Nein, der grosse Magnet war ein mächtiger Ameisenhaufen. Legte man ein Stäbchen, dessen Rinde man abgeschält hatte, in diesen Insektenbau, so versah das braune Gewimmel das Holz mit dem «Ameisengeist», den wir schleckten und dessen Würze wir einander wohl eher einredeten als wirklich kosteten. Ein herber Duft blieb auch auf den Lippen, wenn wir Eicheln kauten, und wir liessen uns von alten Leuten sagen, dass man früher mit Eicheln den teuren Bohnenkaffee «gestreckt» hatte. Den Ameisenhaufen wussten wir aber auch als Helfer zu schätzen. Galt es in der Naturkunde zum Beispiel ein feines Skelett einer Maus zu beschaffen, so legten wir ein von der Katze erbeutetes Tierchen in den Ameisenhaufen, wo es nach einiger Zeit von den Insekten so fein abgenagt wurde, wie es kein Präparator so sorgsam und säuberlich hätte machen können.

War diese Eiche vor dem Buchenforst jung, schlank und biegsam, so war die andere Eiche, die nahe bei der Landstrasse stand, nicht nur alt, sondern uralt und stellenweise morsch. Ja, der Stamm war hohl, und es fiel der kindlichen Vorstellungskraft nicht eben schwer, diese Baumhöhle mit mancherlei Geisterspuk zu bevölkern, besonders bei eindämmender Nacht, wenn uns ein später Heimweg vom Hauptort über die Höhe führte, welche der Flecken Glarus von der bis Netstal hinaufreichenden Linthebene trennt. Dabei kam dem sinnenden Kinde die wirkliche Geschichte zu Hilfe. Unweit der stämmigen Eiche stand nämlich das Suworow-Hüsli. Der greise russische Feldmarschall hatte in dem Häuschen mit steilem Giebel Anfang Oktober 1799 auf seinem unseligen Alpenzug zwischen dem dritten

und dem vierten überquerten Pass (also zwischen dem Prugel- und dem Panixerpass) sein Hauptquartier.

Beschränken sich meine frühen Erinnerungen nur auf zwei Eichen, so begegnete der Wanderer später natürlich zahlreichen Bäumen dieser Art, ja ganzen Wäldern zum Beispiel am Zürcher Rhein. Mag sein, dass der junge Gottfried Keller dortzulande zu seinem macht- und prachtvollen Waldlied angeregt wurde, das so wuchtig einsetzt: «Arm in Arm und Kron an Krone steht der Eichenwald verschlungen.» Wir wissen, dass der Maler-Dichter die Eiche sowohl im Ölbild wie auch im Aquarell mit Vorliebe für das Knorrige festgehalten hat.

Nicht abzuweisen ist die Ahnung, dass in uns auch der Name des Lieblingsdichters früher Wanderjahre – wir schwärmten von Joseph dem Freiherrn von Eichendorff – die Liebe zum schönen, einst ja heilig gehaltenen Baum vertiefte. Jedenfalls liess es sich eine Schar junger Leute nicht nehmen, das väterliche Schloss Lubowitz bei Ratibor nahe der jungen Oder aufzusuchen. Wir übernachteten im Schlosse und freuten uns wie Eichendorffs «Spilleute» auf den nächsten Wandertag.

Als wir uns am frühen Morgen umsahen, stellten wir freilich fest, dass ausserhalb des alten Schlossparkes weit und breit keine jener Wälder zu sehen waren, die doch Eichendorffs Lyrik geheimnisvoll durchrauschen. Der Romantiker lernte sie wohl erst in seinen Studienjahren, die ihn nach Halle und Heidelberg führten, kennen und schätzen.

Ein gutes Geschick führte mich für weit mehr als die zweite Lebenshälfte in ein Gartengelände mit alten Bäumen, welche den Vergleich mit Eichendorffs Jugendparadies nicht zu scheuen haben. Keine der vielerlei einheimischen und fremden Bäume waren aber so beherrschend wie die Eichen, welche der von uns bewohnten Liegenschaft wie von selbst den Namen gaben – Eichenbühl.

Georg Thüerer